Wie interpretieren Eigenschaftskorrelationen?

((7)) Der zweite Grund ist, dass die in Gang gebrachte Umwertung des Geistes und des Subjektes gar nicht so folgenreich ist, sondern sich unsere heutige Sicht zunächst nur hilfreich ausdifferenzieren lässt.
Wenngleich ich hier in einem Abschnitt und qua meiner selbst leider nicht ausreichenden Eigenschaftskorrelationen diese Frage nicht beantworten kann, so vermute ich, wie immer dies heißt und was immer da unter der Schädeldecke vor sich geht, da wo früher einmal die Seele war, das hat sich durch die neuen Erkenntnisse nicht wesentlich geändert. Es gibt weiterhin ein interpretierendes Wesen, dass Sinnzuschreibungen vornimmt und eine ontogenetische Entwicklung durchläuft, die unter der Vorraussetzung der sozialen Eingebundenheit vor sich geht.

((8)) Die Beantwortung der obigen Frage, was aktuelle Ergebnisse aus Hirnforschung und Neuropsychologie für die qualitative Sozialforschung bedeuten, möchte ich allen Verantwortlichen für Forschungsförderung ans Herz legen. Das ist notwendige Grundlagenforschung, die eben die von Reichertz angesprochene „Grundlagentheorie, Methodologie und Methode" [((42))] befruchten kann – einem Wegducken und Isolieren folgt Gegenteiliges. Benötigt werden dafür interdisziplinäre Persönlichkeiten, die nicht einseitig naturwissenschaftlich-positivistisch gebildet sind, sondern auch gesellschaftliche Konstruktionsprinzipien kennen und soziologisch bewandert sind.

((9)) Wäre das Glas halb leer, würde ich sagen, Reichertz setzt sich halbherzig mit der Hirnforschung auseinander. Wäre das Glas halb voll, würde ich sagen, er wagt einen mutigen und wichtigen Schritt in der Verknüpfung der beiden Themen.
Ich plädiere unter Bezugnahme auf die Ausführungen zur Gehirnforschung, dass deren Ergebnisse in Disziplinen wie Soziologie, Kommunikationswissenschaften oder Erziehungswissenschaften unbedingt zu berücksichtigen sind und die Theoriebildung dort immens befruchten können. Zugleich sollte die Rhetorik und die Begriffspolitik dieser Wissenschaften nicht unhinterfragt übernommen werden. Ebenso müssen die dortigen Postulate kritisch geprüft und empirisch unterfüttert werden. Ferner muss sich, was eigentlich selbstverständlich ist, eine Wissenschaft vom Sozialen nicht zwangsläufig bei einem Zusammentreffen unterordnen unter das vermeintlich Harte der Natur, sondern kann aktiv aufzeigen, was sie zum Bild des Menschen, seinem Wahrnehmen, seinem Bewerten und seinem Handeln beitragen kann. Selbstverständlich müssen dann biologische Aspekte auch nicht grundsätzlich abgelehnt werden.
In einem anderen Zusammenhang hat sich jemand, der sich aus theologischen Gründen mit Gehirnforschung befasst hat, gefragt, was das für ein Gott sei, der sich vor den Erkenntnissen seiner Geschöpfe verstecken müsse. Analog dazu ließe sich eine qualitative Forschung wünschen, die sich nicht vor der Beforschung ihrer Grundannahmen verunsichern lassen muss. Reichertz' Gedanken sind ein angenehmer Schritt von berufener Seite in diese Richtung, der einen Fortschritt auslösen kann.

Adresse

Diplom-Soziologe Heiko Grunenberg, Universität Lüneburg, Institut für Umweltkommunikation, Scharnhorststr. 1, D-21335 Lüneburg

Nur Sinn macht Sinn
Zur Legitimation einer (explorativ-)interpretativen Sozialforschung

Ronald Hitzler

1. Auf der Suche nach Kongruenzen und Differenzen

((1)) Einerseits sind die Kongruenzen meiner Haltung zur sogenannten Qualitativen Sozialforschung mit der von Jo Reichertz in seinem Hauptartikel forcierten Position so hoch, dass ich nach Chancen zur Formulierung von hinlänglich relevanten Einreden nachgerade suchen muss. Andererseits annonciert und skizziert Reichertz im letzten Teil seines Textes – ((34)) bis ((41)) – ein Problembewusstsein für die Herausforderung der Sozialwissenschaften insgesamt und der sogenannten Qualitativen Sozialforschung im besonderen durch die neurowissenschaftliche Gehirnforschung, das ich über von ihm organisierte, interdisziplinär besetzte Veranstaltungen und den von ihm mitherausgegebenen, einschlägigen Sammelband (vgl. Reichertz/Zaboura 2006) bislang allenfalls zu rezipieren, nicht jedoch zu diskutieren oder gar zu kritisieren vermag. Ich werde deshalb im folgenden mit meiner Replik beim Stichwort „Sinn" vom Argumentationsstrang des Bezugsartikels sozusagen abbiegen und mich auf einige ‚an sich' keineswegs neue, aber – zumindest in der mir wichtigen Deutlichkeit – unter sogenannten Qualitativen Sozialforschern eben auch keineswegs konsensuelle Bemerkungen zum Problemkreis der Konstitution, der Konstruktion und der Rekonstruktion von Sinn beschränken.

((2)) Zu Reichertz' einleitendem Gesamtüberblick über die (Zu-)Stände der sogenannten Qualitativen Sozialforschung in den verschiedenen sozial- und kulturwissenschaftlichen Fächern – ((1)) bis ((5)) – habe ich weder Einwände, noch dringliche Ergänzungen, was nicht zum wenigsten unserem zeitgleichen ‚Bohren am gleichen Brett', eben dem der aktuellen und erwartbaren Entwicklung dieses Forschungsfeldes, geschuldet sein dürfte (vgl. dazu Anmerkung 1 im Hauptartikel). Weniger konform gehe ich mit seiner pessimistischen Einschätzung der disziplinären Relevanz der sogenannten Qualitativen Sozialforschung – jedenfalls soweit sie die Soziologie betrifft: Ich vermute, dass sowohl, wenn man die Gesamtheit der bei der DFG erfolgreich zur Förderung beantragten Projektvorhaben zugrundelegt, als auch, wenn man nach einflussreichen Personen in den DGS-Sektionen und nach mit der sogenannten Qualitativen Sozialforschung zumindest sympathisierenden Mitgliedern des Konzils der DGS fragt, es schwer wird, daran festzuhalten, dass durch diese Orientierung Karrierechancen destruiert würden. Im Grunde geht es dabei aber um eine empirisch beantwortbare Frage, die zu stellen allerdings voraussetzt, zu klären, was

Reichertz zufolge überhaupt valide Indikatoren für eine „erfolgreiche Karriere" ((7)) wären.

((3)) Völlig einig bin ich mit Jo Reichertz wiederum darin, dass das Etikett „Qualitative Methoden" eher eine praktische Leerstelle (nämlich das Fehlen quantifizierender Verfahren) bezeichnet, denn ein verbindendes oder gar ein *verbindlich* verbindendes Erkenntnis-Programm ((8)). Eben deshalb habe ich immer wieder vorgeschlagen, bestimmte, mit den von Reichertz als „elaboriert" qualifizierten Methoden – ((10)) bis ((18)) – hochgradig korrelierende Ansätze nicht mehr unter dem irreführenden Catch-All-Begriff „Qualitative Sozialforschung" zu subsumieren, sondern entweder – mit Hans-Georg Soeffner (1985; wiederabgedruckt in Soeffner 2004, S. 61-77) – als „nicht-standardisiert" oder – im Verweis auf die Schwerpunkte bei der Datenerhebung und bei der Datenanalyse – als „(explorativ-)interpretativ" zu firmieren. Dem entsprechend habe ich auch in meinem Artikel zum Stand der Diskussion vor einigen Jahren (vgl. Hitzler 2002) – entgegen der Lesart von Reichertz ((9)) – die Rekonstruktion von Sinn *nicht* als gemeinsames Anliegen der sogenannten Qualitativen Sozialforschung, sondern als den allgemeinsten, sozusagen epistemologischen Sinn *interpretativer* Soziologie und – in deren Rahmen – auch (explorativ-)interpretativer Sozialforschung reklamiert.

((4)) Dieser epistemologische Sinn interpretativer Soziologie (gegenüber kausal oder funktional ‚erklärender' Soziologie) besteht m.E. darin, den Hiatus zu klären zwischen den Gegebenheiten, den Umständen und Bedingungen, in bzw. unter denen Menschen leben, hie, und dem, was Menschen tun, da. Denn diesem Hiatus gegenüber sind stimulus-response-Modelle (im engeren behavioristischen ebenso wie im weiteren strukturfunktionalistischen Sinne) inadäquat, weil Menschen aufgrund ihrer ‚hermeneutischen' Daseinsverfassung unabdingbar darauf verwiesen sind, zu *deuten*, was vor sich geht, zu *klären*, was los ist, und (wie routinemäßig auch immer) zu *reflektieren*, was sie tun müssen, sollen, können, dürfen – und was sie (tatsächlich) tun bzw. getan haben. Dergestalt findet im *Sinnbezug*, und m.E. eben *nur* im Sinnbezug, die methodologische Sonderstellung interpretativer Soziologie schlechthin ihre epistemologische Begründung: Der Beobachtung und Erklärung natürlicher Ereignisse ‚von außen' steht die Teilhabe an und das Verstehen von kulturellen Phänomenen, d.h. von Sinngebilden (vgl. Soeffner 2006, S. 61) ‚von innen' gegenüber – was für eine Vorstellung sich dann auch immer mit diesem ‚Innen' verbindet.

((5)) Darüber, dass es im wesentlichen also tatsächlich – irgendwie – um die Rekonstruktion von *Sinn* – in irgendeinem Sinne – geht, besteht im interpretativen Lager dementsprechend auch weitgehend Konsens. Gestritten wird hingegen anhaltend über die Frage, *wo* die Analyse ansetzen und *bis wohin* sie reichen soll, muss oder darf, um als eine *akzeptable* Analyse zu gelten (vgl. dazu ((14)) bis ((18))): bis zur kontingenten, (menschen)welt-konstitutiven Handlungsfähigkeit des Akteurs (grosso modo: phänomenologische Tradition); bis zu den ‚stillschweigenden' Basisregeln des Interagierens und/oder Kommunizierens, welche die Handlungsweisen des Akteurs (positiv oder negativ) sanktionieren und damit normalisieren (grosso modo: Ethnomethodologie, Konversations- und Gattungsanalyse); bis zu den jeweiligen Symbol- und/oder Interaktionsordnungen, die bestimmte Handlungsweisen (und Handlungskompetenzen) des Akteurs erzwingen, selektieren, ermöglichen (grosso modo: symbolischer Interaktionismus); bis zu den historischen Rahmenbedingungen und Lagerungen, die bestimmte Handlungsweisen, ja auch Handlungsfähigkeiten des Akteurs evozieren (grosso modo: Biographieforschung, Bourdieu-Schule); oder doch bis zu den, die Handlungsfähigkeit des Akteurs konstituierenden, vorsozialen (ev. genetischen) Strukturen (grosso modo: objektive Hermeneutik). Infolgedessen bleibt eben auch strittig, was mit dem Sinn, der da jeweils gesucht wird bzw. verstanden werden soll, ‚eigentlich' gemeint ist bzw. gemeint sein kann, bzw. genauer: aufgrund welcher Merkmale wir überhaupt etwas als ‚Sinn' bezeichnen (wollen).

2. Konstitution, Konstruktion und Rekonstruktion von Sinn

((6)) Diese Frage *muss* möglicherweise so vielstimmig, wie eben – und auch bei Jo Reichertz ((9)) – angedeutet, beantwortet werden (und damit letztlich *un*-beantwortet bleiben), weil ansonsten das ‚ökumenische' Miteinander der sich je als „interpretativ" interpretierenden Ansätze verunmöglicht würde. Gleichwohl will ich hier, vor diesem Hintergrund der Sinn-Diffusion, versuchen, die *m.E.* ‚zwingende' Erkenntnislogik zu plausibilisieren; ansetzend bei der Rekonstruktion der – im Hauptartikel von Jo Reichertz lediglich im Zusammenhang mit den „petite perceptions" ((34)) gestreiften, ansonsten aber weitgehend ausgeblendeten – *Konstitution* von Sinn:

((7)) Sinn, wie systematisiert, wie komplex, wie überhöht er gesellschaftlich auch je zu Wissen, ja zu Gewissheiten gerinnen mag, konstituiert sich, und damit folge ich Alfred Schütz, ursprünglich in „stellungnehmenden" Bewusstseinsakten, in denen sich das Ich auf eine bestimmte Art seinem dahinströmenden Erleben zuwendet: in der Art eben der „attention à la vie", der reflexiven Aufmerksamkeit gegenüber diesem dadurch aus dem Erlebnisstrom herausgehobenen, in der Regel (u.U. soeben) vergangenen, prinzipiell aber auch als zukünftigem antizipierbaren Erlebnis: „*Sinn ist* (somit – R.H.) *die Bezeichnung einer bestimmten Blickrichtung auf ein eigenes Erlebnis*" (Schütz 2004, S. 127), nämlich einer auf Auslegung bedachten Blickrichtung. *‚Subjektiv'* nenne ich Sinn mithin dann, wenn er (in Akten des Verstehens) Bewusstseinsvorgängen verliehen wird. *‚Objektiv'* hingegen nenne ich Sinn (wovon auch immer) dann, wenn er (in Akten des Verstehens) gesellschaftlichen Objektivationen verliehen wird.

((8)) Alltagspragmatisch beschränken wir uns nun zumeist darauf, den dergestalt ‚objektiven' Sinn (von Verhaltensweisen, Vorgängen und Ereignissen ebenso wie von materialen Dingen und kulturellen Gebilden jeglicher Art) zu erfassen – und dadurch zu *wissen*, was ‚los', was der Fall, was zu tun, was zu lassen, was zu berücksichtigen ist. So verstandenes *Wissen* nämlich, so Hubert Knoblauch (2005, S. 348), „ist die Form des Sinns, den wir mit anderen teilen." Für den „ursprünglichen subjektiven Sinn" (Schütz/Luckmann 2003, S. 508), den ich selber mit *meinem*, vor allem aber für den subjektiven Sinn, den andere mit *ihrem* Handeln (Tun und

Lassen) verbinden, interessieren wir uns alltäglich zumeist nur dann, wenn uns (warum auch immer) Dinge als problematisch, Vorgänge und Ereignisse als unverständlich und Verhaltensweisen als befremdlich erscheinen, bzw. dann, wenn wir vor- oder übergeordnete Gründe haben dafür, uns mit dem, was mit uns selber und/oder mit anderen ‚los' ist, intensiver zu befassen.

((9)) Allerdings: Was mit *mir* ‚los' ist, weiß ‚letztinstanzlich' nur ich und weiß grundsätzlich niemand besser als ich selber. Was aber mit einem anderen ‚los' ist, weiß ‚letztinstanzlich' nur dieser andere (vgl. Schütz/Luckmann 2003, S. 451), und es lässt sich grundsätzlich auch nur näherungsweise eruieren (vor allem anhand von – durchaus nicht verlässlichen – Selbst-Auskünften dieses anderen, noch deutlich weniger verlässlich anhand seiner Verhaltensweisen). Kurz: Fremder, subjektiv gemeinter Sinn ist unabdingbar *nur* über ‚bezeichnende Indizien' – von ‚einfachen' körperlichen Appräsentationen bis hin zu komplexen kulturellen Objektivationen – rekonstruierbar und trivialer Weise eben keineswegs unmittelbar erfassbar.

((10)) Die deutenden Sinn*gebungen* der Menschen – die banalen ebenso wie die ‚höheren' – rekonstruiert der Sozialwissenschaftler *schlechthin* folglich *zwangsläufig* ebenfalls *deutend*. Was den dezidiert *interpretativ* arbeitenden Sozialwissenschaftler nun aber gegenüber dem (‚nur') auf Erklärungen abzielenden typischerweise auszeichnet bzw. auszeichnen sollte, das ist a) dass er auch seine eigenen Deutungsakte systematisch reflektierend in seine Deutungen einbezieht, und das ist b) dass die Konstruktionslogik seiner ‚Modelle' explizit bestimmten Postulaten – v.a. dem der subjektiven Interpretation und dem der (Sinn-)Adäquanz (vgl. Hitzler/Eberle 2000) – entspricht. Denn: „Das Festhalten an der subjektiven Perspektive" bietet, so Alfred Schütz (in Schütz/Parsons 1977, S. 65f), „die einzige, freilich auch hinreichende Garantie dafür, dass die soziale Wirklichkeit nicht durch eine fiktive, nicht existierende Welt ersetzt wird, die irgendein wissenschaftlicher Beobachter konstruiert hat."

((11)) Die Rekonstruktion (der Konstitution und Konstruktion) von Sinn im damit annoncierten Sinne sehe ich nun nicht nur als anhaltende, sondern als unter den – auch von Jo Reichertz ((22)) bis ((27)) angesprochenen – Bedingungen der Gegenwartsgesellschaft immer drängendere und unabweisbarere Aufgabe an. Infolgedessen erwarte ich einerseits, dass aus den gegenwärtig noch eher eklektischen Bemühungen, standardisierte und nicht-standardisierte Verfahren (gegenstandsbezogen) zu kombinieren, zunehmend auch epistemologisch und methodologisch plausible ‚Amalgame' erwachsen, die den überkommenen Methoden-Dualismus allmählich aufheben könnten. Andererseits schließe ich tatsächlich keineswegs aus, dass der – im Hinblick auf begriffliche Klarheit ebenso wie auf theoretische Relevanz notwendige – Streit um die Frage, was mit dem Sinn, der verstanden werden soll, ‚eigentlich' gemeint ist bzw. gemeint sein kann, zu einem *Schisma* nicht nur im Feld-Lager der sogenannten Qualitativen Sozialforscher, sondern auch unter den sich (bislang) als „interpretativ" interpretierenden Soziologen führen kann (vgl. dazu Anmerkung 5 im Hauptartikel).

Literatur

Hitzler, Ronald (2002): Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research [On-line Journal], 3(2). Verfügbar über: http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs.htm

Hitzler, Ronald/Eberle, Thomas S. (2000): Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung - Ein Handbuch. Reinbek b. Hg.: Rowohlt, S. 109-117

Knoblauch, Hubert (2005): Wissenssoziologie. Konstanz: UVK

Reichertz, Jo/Zaboura, Nadia (Hrsg.) (2006): Akteur Gehirn. Wiesbaden: VS Verlag

Schütz, Alfred (2004): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt (Alfred Schütz Werkausgabe Band 11). Konstanz: UVK

Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK

Schütz, Alfred/Parsons, Talcott (1977): Zur Theorie sozialen Handelns. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Soeffner, Hans-Georg (1985): Anmerkungen zu gemeinsamen Standards standardisierter und nicht-standardisierter Verfahren. In: Kaase, Max/Küchler, Manfred (Hrsg.): Herausforderungen der empirischen Sozialforschung. Mannheim: ZUMA, S. 109-126

Soeffner, Hans-Georg (2004): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Konstanz: UVK

Soeffner, Hans-Georg (2006): Wissenssoziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik sozialer Sinnwelten. In: Tänzler, Dirk/Knoblauch, Hubert/Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Neue Perspektiven der Wissenssoziologie. Konstanz: UVK, S. 51-78

Adresse

Prof. Dr. Ronald Hitzler, Universität Dortmund, FB 12, Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie, D-44221 Dortmund

Das unerkannte Kernproblem der sogenannten qualitativen Sozialforschung

Gerd Jüttemann

((1)) Reichertz geht es zunächst um einen „Überblick über den aktuellen Stand qualitativer Forschung" und dieser Zielsetzung wird der Artikel in hervorragender Weise gerecht. Es gelingt dem Autor, den Sammelsuriumcharakter der gemeinten wissenschaftlichen Arbeitsrichtung inhaltlich überzeugend darzustellen. Die Vielgestaltigkeit der dabei zu berücksichtigenden Aspekte wird bereits in der Überschrift hervorgehoben („Ansprüche, Prämien, Probleme") und der ganze Aufsatz spiegelt in gewisser Weise die geradezu überschäumende Fülle nicht nur der auf diesem Gebiet angebotenen Verfahrensweisen, sondern auch der hier gegebenen grundlegenden Betrachtungsmöglichkeiten wider und bietet insofern ein getreues Abbild der in der sogenannten Qualitativen Sozialforschung herrschenden Verhältnisse.

Reichertz schreckt aber davor zurück, diese Situation als das uferlose Chaos zu bezeichnen, als das es vielen Außenstehenden erscheint. Er spricht lediglich von einer „Zersplitterung" ((7)), die er vor allem auf das vorliegende „Offenheitsgebot" zurückführt. Trotz aller Zerrissenheit des Bildes bewertet Reichert die Lage der von ihm letzten Endes nur als Vielfalt definierten, aber zu einer Art Metamethode hochstilisierten Forschungsrichtung als „zur Zeit in Deutschland recht *erfolgreich*" ((1); Hervorh. i. Orig.). Daraus entsteht ein eigentümlicher Kontrast: In seiner vorangestellten Zusammenfassung erscheint dem Autor die „These begründet, dass qualitative Forschung keinen eindeutigen Kern aufweist". Trotz dieses festgestellten Defizits wird aber später ein genereller „Einstellungswechsel" ((5)) diagnostiziert. Reichertz sieht – zumindest im Hinblick auf die Soziologie und die Pädagogik – die Position der qualitativen Sozialforschung, und zwar auch in der Konkurrenz zu